

Sophie Reyer

INCELS
Frauenhasser

Roman



edition keiper auf Social Media:



facebook.com/editionkeiper



instagram.com/edition_keiper/



youtube.com/editionkeiper



E-Mail-Newsletter abonnieren und Sie bleiben über Neuerscheinungen und Veranstaltungen informiert!

Einfach QR-Code scannen!



edition keiper
textzentrum graz
Puchstraße 17
A-8020 Graz

www.editionkeiper.at
www.textzentrum.at
T: + 43 316 26 92 98
F: + 43 316 26 92 99
office@editionkeiper.at
gpsr@editionkeiper.at



→ Kultur, Europa, Sport

GRAZ

© edition keiper, Graz 2026
literatur nr. 175

1. Auflage September 2026
Alle Rechte vorbehalten!

Coverbild: AdobeStock Foto
Covergestaltung: Karin Kröpfl
Layout und Satz: textzentrum graz
Koordination Druck: EVERGREEN Media Kft.
Gedruckt in der EU.
ISBN 978-3-903575-87-5

SOPHIE REYER

INCELS

Roman

FRAUENHASSER

Prolog

Es ist eine Stadt, die stumm ist. Und ihre Königin ist im Untergrund. Haust in ihren Höhlen. Sich selber fremd und doch die Einzige, die sich je kennen kann. Queen of the Biomacht. Und ich, ich bin wir. Also jeder. Ich bin ihr Gefäß. Ich kenne ihre Geschichte, wenn jemand sie kennt. So schreibe ich sie nieder, hier:

Sie ist einsam, die Queen of the Biomacht. Ihre Stadt erhebt sich auf Pfählern, weist alles auf, was wichtig ist: Aufzüge, Atomreaktoren, Fabriken, Tanzpaläste, künstliche Skischanzen und Konzentrationslager. Sie hingegen haust in den Katakomben. Sie ist einsam, wie nur Götter es sind. Denn: Wer kann ihre Sprache verstehen? Ihre Augen sind schwer. Sind Sterne, deren Lider aus Stein sind. Manchmal klickt sie einen ihrer Bildschirme an und betrachtet die Menschen. Ich weiß es. Heimlich. Es ist wie eine Sucht. Sie will deren Kerben und Ritzen kennenlernen. Sie hat manchmal sogar Erbarmen mit ihnen. Zart und zerbrechlich sind sie, und schon ein Schlag auf ihren Hinterkopf kann sie töten. Kaum erinnern sie sich an etwas, verändert sich dies auch schon wieder in ihrem Gehirn: Nichts also können sie fassen, diese niederen Wesen. Und darum mag die Queen of the Biomacht sie, diese Menschen, manchmal, irgendwie, heimlich. Und nimmt Kontakt zu ihnen auf. Über

das Internet zum Beispiel. So betrachtet sie die Bilder, die vor ihr flackern, immer wieder. Sieht durch die Apparatur das, was in der Außenwelt geschieht. Sieht diese Wesen sich aufbäumen, sich lieben, sieht sie fernsehen und wieder vergehen. Chips und Popcorn dürfen dabei nicht fehlen. Diese Dinge dienen dazu, die Menschen von ihr, der Queen, abzulenken, bis sie bereit sind. Bereit für die Offenbarung, die Befreiung durch sie. Denn es gilt, die Welt vor dem wütigen Geschlecht der Incels zu retten, die sich im Internet zusammenrotten und Frauenhass ausüben. Ob es wohl gelingen mag? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur: Die Göttin ist mächtig. Ihr eigenes Ohr lauscht nach oben, ist eine Art Labyrinth, durch das sie selbst als Stimme klingt, und mit ihr die Summe all ihrer Wesen. Sie lauscht auf die Stadt, lauscht auf ihre inneren und äußeren Veränderungen. Das Gerippe der Häuser – oft zerren die Orkane an ihnen. Großstadtgewitter. Hin und wieder schlägt ein Geräusch ihr blaue Flecken ins Hirn: Es ist ein Kind, das an Hunger stirbt. Doch sie hat es so gewollt, also hört die Göttin weg. Es gehört zu ihrem Plan. Sie hat einige Auserwählte, die sie versucht zu erreichen: Frauen, die bereit sind, weiter zu gehen. Dabei hilft das Internet. Hilft ihrer Berichterstattung – die bin ich.

Ja, ich diene der Maschine der Queen! Bin ihre Höllenhündin, die alles ins Richtige bellt. Durch Bilder. Ich kämpfe gegen die chauvinistische Männerwelt, gegen die Incels, die nur mit Angst operieren. Die Queen of the Biomacht hat große Pläne, plant neue Wesen: Vögel mit Schwimmfüßen, Fledermäuse, deren Krallen von feinen Häutchen durchzogen sind und die an Fische erinnern, Schafe mit Kiemen, Katzen, deren Augen groß wie Untertassen sind und im Dunklen leuchten. Das alles wird kommen. Und dann wird es das Geschlecht der Menschen nicht mehr brauchen. Doch noch

ist Zeit. Jetzt widmet sie sich einmal dem Menschen, um ihn kennenzulernen – und ihn als Medium zu nutzen. Ein seltsames Wesen ist der!

Schamlos hell und glatt sieht er aus, findet die Queen, und ihr graust ein wenig. Irgendwann später werden all die Menschen, die sie da durch ihre Bildschirme betrachtet, nur noch Knochen sein, weiß die Queen Bescheid. Nichts haben diese Wesen, vom heiligen Anfang an, und dennoch gebärden sie sich so, als könnten sie etwas gewinnen, etwas verlieren. Sie begreift es nicht ganz. Dennoch weiß sie: Groß ist ihre Verantwortung. Die Welt hat sie zu hüten, die Queen. Und auch den Menschen. Hin und wieder wählt sie also einen aus. Jemanden wie mich. Sie aber darf nie sichtbar werden, sie ist jenseits der Bilder und ist alle Bilder. Deshalb lebt sie in der Höhle, in den Katakomben. Im Untergrund. Denn: Sie muss sich schützen. Sie hat Feinde. Demnach ist ihre Angst vor Vernichtung groß. Ja, nur eine Göttin kann sich so fürchten! Die Tastatur ihrer Seele besteht aus Vogelknochen, und darauf tippt sie ihre Regeln für die Welt ab. Und teilt sie mit: in Chatrooms, Blogs, mal auf Facebook, mal auf Tinder. Doch nur Frauen. Denn diese sind das starke Geschlecht! Und mächtig ist die Queen: Jedes ihrer Worte kann einen Körperteil eines Menschen abtöten, in einer Hundertstelsekunde. Sie nimmt sie deshalb nur vorsichtig in den Mund. In der letzten Zeit aber ist ihr die Zunge gestorben: Klimaerwärmung, Hurrikane, der Coronavirus. Alles geht zu Lasten der Queen. Oft ist sie dann müde, legt sich schlafen in den tiefen Gemäuern der Unterwelt. Dann legt sich das Leben mit ihr ins Bett. Dann treiben die Menschen als Geister und Zombies umher. Die Zeit hört auf zu fließen. Wie angenehm ist es, mit sich selbst zu kuscheln, denkt dann die Queen. Und sie überlässt mir die Arbeit, über sie zu schreiben.

Immer wieder aber steigt die Queen auch aus den Katakomben, dem Licht entgegen. Als Göttin schließt sie uns allen das Tor des Morgens auf, wenn wir ihr folgen. Sie schreitet heimlich umher und sucht die Auserwählten.

Ich bin eine davon.

Und so beginnt meine Geschichte.

1. Teil: Sinnlosigkeiten

1 Höhlen

Wie hatte alles begonnen? Wie genau war ich immer mehr verschwunden?, fragte ich mich manchmal. Ein dunkler See. Die Vollendung. Die Offenbarung in mir. Und das Gefangensein in einer Zelle. Wie konnte das geschehen? Dass ich die Tage nur noch im Internet verbringe und blogge, um der Queen zu dienen? Ja, ich bin ihre Poetin. Ihre Märchenerzählerin. Bin das Medium, durch das sie tönen kann, die Welt und die Lebenden zu erreichen. Es ist herrlich, sich so hinzugeben. Und es macht süchtig. Man braucht nichts mehr. Der Raum, die Wärter, das Weiß rundherum – alles schrumpft zusammen. Wird Nichtigkeit. Denn ich bin kein Körper mehr. Bin nur noch Bild. Bin das Bild, das sie von mir haben will. Aber um meine Geschichte zu erzählen, muss ich ausholen. Und natürlich fange ich am besten mit meiner Kindheit an:

Ich war ein komisches Kind, von Anfang an. Mit dem Kopf grub ich vorzugsweise Löcher in Höhlen und ich liebte es, mich zu verkriechen. Die einen meinten, es liege an einer Art Kalium-Carbonicum-Mangel. Die anderen meinten, das würde sich in der Pubertät schon wieder geben. Ich aber war auf der Suche: Ich suchte einen Ort der Geborgenheit.

»Können Sie mir sagen, wo ich eine Höhle finde?«, fragte ich auf dem Schulweg immer wieder vorbeigehende Passanten.

»Musst du nicht in die Schule, mein Kind?«, war die Antwort.

Andere Leute reagierten nicht weniger empathisch. »Ist der Fernseher kaputt, oder was?«, sagte mein Vater auf die Frage.

»Die Frauen haben unten eine. Hahaha!«, entgegnete der Nachbarsjunge Edi.

Schließlich bohrte ich auch bei der Lehrerin nach. Die war glücklich, dass überhaupt jemand im Unterricht sprach.

»Das ist eine gute Frage«, nickte sie anerkennend, holte tief Luft und rückte sich ihre Brille auf der Nase zurecht. »Weißt du überhaupt, was die Definition einer Höhle ist?«, meinte sie dann.

Ich schüttelte den Kopf. Siegessicher plusterte sie sich vor mir auf und fuhr fort: »Eine Höhle ist ein natürlicher Hohlraum, der groß genug ist, dass ein Mensch ihn betreten kann, und ...«

Da wurde ich aber schon ungeduldig, denn ich war nicht nur ein komisches, sondern auch ein jähzorniges Kind, und unterbrach sie, indem ich gegen den Schreibtisch trat. »Aber wo? Wo?«, rief ich.

Daraufhin schwieg die Lehrerin. Am nächsten Tag musste ich bei der Schulpsychologin vorsprechen.

»Was macht dich denn so wütend, liebste Flora?«, wollte sie wissen.

Ich zog die Lippen zu einem Strich zusammen. »Ich suche eine Höhle«, erklärte ich ihr, ernsthaft und wahrhaftig.

Die Psychologin legte ihre Stirn in Falten und sah dabei aus wie eine Ziehharmonika. Das sollte so wirken, als hätte sie Verständnis mit mir, wusste ich Bescheid. Auch meine Mutter sah mich oft so an, wenn sie nicht weiterwusste.

»Möchtest du dich verstecken, Flora?«, fragte sie in sanftem, säuselndem Ton.

Aber so leicht war ich nicht rumzukriegen.

»Nein«, entgegnete ich ehrlich, »ich mag eine Höhle!«

Wieder nickte die Dame, wobei ihr die grauen Haare ins Gesicht lappten.

»Wie sieht die denn aus? Kannst du sie genauer beschreiben?«, wollte sie wissen.

Auch das war ein Trick, dachte ich. Aber ich ließ mich so leicht nicht abwimmeln. »Hohl!«, sagte ich laut und kräftig.

Die Schulpsychologin schrieb etwas auf ihren Zettel. Aus den Augenwinkeln konnte ich es lesen, auch wenn ihre Schrift ein wenig krakelig war, aber ich verstand nur Bahnhof: »Ödipus-Komplex mit Hang zu Hysterie.«

Danach lächelte sie wieder bemüht gewinnend und hielt mir mit verkniffenem, süßlichem Lächeln ein Bild hin.

»Was siehst du da, Flora?«, wollte sie wissen.

»Ein Bild«, antwortete ich, um Redlichkeit bemüht.

»Eine Höhle?«, fragte die Psychologin.

Da wurde es mir zu blöd. Ich blickte aus dem Fenster, begann ein wenig zu träumen.

»Warum sagst du nichts?«, fragte sie mit sanfter Stimme.

Ich erklärte ihr, dass ich einen Bleistift und ein Schulbuch sähe. Das war offenbar die richtige Antwort, wie ich erraten hatte. Danach ließ man mich glücklicherweise in Ruhe.

In der Pubertät begann ich, mich zu verkriechen. Ich liebte Hüte und Mützen. Vielleicht, weil sie den Höhlen ähnlich waren. Ich hasste die Hitze, denn gegen die Hitze konnte man keine weiten Pullover tragen und auch keine Wollmützen. Meine Kopfbedeckung zog ich mir immer tief in die Stirn. Ich trug Rollkragenpullover und Pulswärmer. Am liebsten hatte ich T-Shirts, die so weit waren, dass man in ihnen verschwinden konnte wie in Zelten. Ich stahl die Pullover meines Vaters. Ich kaute am Kragen und zog dabei den Kopf ein.

»Das, was Flora da anhat, nennt man Turtleneck«, sagte die Englischprofessorin eines Tages.

Ich lächelte. Das Wort gefiel mir. Ich hatte also einen Schildkrötenhals, dachte ich. Ich war danach immer gut in Englisch.

In dieser Zeit trennte sich meine Mutter von meinem Vater. Vielleicht ein weiterer Grund, warum ich daraufhin immer mit den Rollkragenpullovern herumliefe, die eigentlich seine waren und nach ihm rochen. Es war, als wäre ich er. Wenn ich er wäre, dann müsste ich ihn auch nicht vermissen. Freilich sagte ich das keinem. Schildkröten waren weiterhin meine Lieblingstiere. Geht dir jemand auf den Arsch, einfach Glieder einziehen. Nie wieder Sonne, nie wieder Licht, nie wieder Leben. Das war die Devise von Schildkröten. Und meine war es auch geworden.

Eine Schildkröte hat immer ihr Haus bei sich. Ich hatte kein Haus. Meine Mutter lebte zwischen Schachteln und Stofffetzen. Manchmal kam es mir so vor, als würde ich sogar nicht einmal eine Haut haben. Da halfen freilich die Pullover.

Weil ich Höhlen liebte, fuhr ich damit fort, mir welche zu bauen. Zwischen Büchern und anderem Kram. Ich eröffnete ein kleines Antiquariat bei mir zu Hause. Ich kaufte alle möglichen Puppen, alte Schreibmaschinen, Degen, einen Einhorn-Kopf, Hüte aus Maulwurfsfell, Pelzmützen, Pelzmäntel, Bettgestelle, Schaukelpferde, Knöpfe, Sessel, sogar ein Lift und eine alte Badewanne mit vier tatzenartigen Pfoten waren darunter.

Die Jungs in meiner Klasse spielten immer mit Muskelmännern aus Plastik. Manche hatten Drachenköpfe, manche hünenhaft blonde Mähnen. An ihre Muskelkörper erinnere ich mich. Auch das waren Panzer. Ich mochte diese Männer, weil sie stählen wirkten, unbesiegbar, und hart und: wie Schildkröten. Ich wär selbst gern einer von der Sorte gewesen. Stattdessen musste ich mit meiner Schwester spielen, mit komischen Puppen, die nicht einmal allein stehen konnten, sondern immer wieder nach hinten kippten, weil ihre Oberkörper so schwer waren. Dafür zwang ich sie, mit mir zu fechten. Ich

schlug auf die Schwester ein, mit dem Holzsword. Immer gewann ich. Stellte die Szenen aus Fernsehserien mit ihr und ihrer Freundin im Garten nach, zwischen Weinblättern und Wildrosen spielend. Und im Fernsehen war d'Artagnan ein Hund. Klar, dass Menschen Tiere sind, fand ich damals. Aber das mit dem Großwerden, dass danach nichts mehr ist wie früher, daran hatte ich nicht gedacht. Dass man die Ziele aus den Augen verliert, die tiefen Wünsche wie weggewischt sind, später. Oder verschüttet. Oder sich verändert haben. Da wird aus einer Schildkröte ein teurer Schuh, aus dem Schuh wird ein Zeitungsabo, aus dem Zeitungsabo eine Badewanne und dann ein Balkon, eine helle, schöne Wohnung, ein charmanter Mann, eine erfolgreiche attraktive Frau et cetera. Und am Ende bleibt nichts übrig von einem selbst.

Schließlich vergaß ich die Höhle ...

So verging mein Leben, ich wurde erwachsen, studierte mehr schlecht als recht Klavier und lebte in einer Altbauwohnung in der Stadt. Alles schien wunderbar zu sein. Wunderbar und sinnlos. Denn eine Altbauwohnung ist keine Höhle. Meine Tage verliefen gleichmäßig. Ich tat, was man von mir erwartete. Ich verdiente Geld, traf Männer, suchte nach dem Besten und pflegte einige Freundschaften. Ich ging auf Partys, verbrachte die Abende auf Netflix und im Internet und besuchte regelmäßig meine Eltern. Alles hätte so bleiben können. Dennoch wusste ich im Innegeheimen, dass ich ein Freak war. Ich würde nie so sein, wie eine Frau zu sein hatte. Und die Sehnsucht nach Höhlen war dadurch umso tiefer in mir. Der Wunsch, sich geborgen zu fühlen, schlummerte im Untergrund meiner Tage. Er war eine tickende Zeitbombe. Am Anfang aber wusste ich das noch nicht. Das war vor der Göttin. Ich hatte sie nicht geplant. Aber die Göttin sucht sich ihre

Diener. Mit windigem Geflatter kommt sie ins Haus, sie ist die Stimme des Blutes und vor ihr geraten alle Schatten in Angst. Sie ist ein Gewühl, in alle Ecken des Raumes verstreut, fährt durch alle hindurch und in alle hinein, wie das seidige Gleiten von Wasser. Als Traum hebt sie an, sie ist alles in einem: die vor dem Blick vorbeischwebenden Zweige und Wolken, die am Firmament umherfliegenden Vögel. Zärtlich ist sie. Und sie ist die einzige Freundin, die es gibt.

Alles jedenfalls begann so: Ich entdeckte an einem meiner sinnlosen Abende, als ich gerade wieder Single war, einen Blog. Hassi, eine meiner Freundinnen, hatte ihn auf Facebook geliked und gepostet, und so klickte ich mich, gelangweilt wie immer – neben mir lief eine lauwarme Krimi-Episode irgendeiner austauschbaren Serie auf Sky, unglaublich gut gemacht und sehr uninteressant – durch die Beiträge. »Queen of the Biomacht« stand da. Das, was die Bloggerin von sich gab, war, zugegebenermaßen, überaus unverständlich.

»Man beginnt immer mit dem Schatten«, war der erste Satz, den ich da las.

Ich fand den Satz eigenartig. Zugegeben: Ich fand ihn sogar gefährlich, aus irgendeinem Grund. Vielleicht, weil ich ihn nicht verstand. Aber Computer beißen nicht, und vor dem Netz ist man ja allein. Also begann ich weiterzuklicken. War es Langeweile, war es schon Interesse? Ich weiß es nicht. In der Rückblende wellt sich das Bild. Jedenfalls las ich, weil ich mehr wissen wollte, herumklickend, weiter.

»Eine Göttin klettert stets in den Bergen der Wahrheit«, fuhr die Bloggerin fort. »Frau ist sie auch, wie ein Löschblatt. Tilgt, saugt auf. Menschen: Wesen im unendlichen Meer, die versuchen, sich ihre Inseln zu zimmern. Ihnen hilft sie. Denn: Keiner ist allein, der der Queen dient. Das Meer streichelt die

Küste. Der Himmel streichelt das Meer. Alles ist verbunden. In und mit ihr, der Göttin, der Queen«, hieß es da.

Ich merkte, dass mich das dann doch zu reizen begann, und stellte die Sky-Serie leiser. Der Kommissar ging mir inzwischen auf die Nerven, er sah genauso aus wie all die Krimi-Inspektoren, mit Falte zwischen den Augen und ein wenig abgerackert, aber nicht abgerackert genug, um unsexy zu sein. Also das, was man eben kannte. Diese komische Göttin aber schien etwas anderes, etwas Neues zu sein. Ich scrollte weiter hinunter und las ein zweites Posting:

»Die Göttin: Mit dem Größten und dem Kleinsten beschäftigt sie sich, dem Himmel und einer Zwiebel. Wenn sie persönlich wird, straft sie meistens. Wenn man sie nach der Ewigkeit fragt, betont sie das Hier und Jetzt. Die Göttin hat die Zeit in die Welt eingebaut, weil ja der Mond auf- und untergeht. Die Regelmäßigkeit der Uhr ist eine Abbildung der Leistung der Göttin. Sie beschreibt ihre Präzision. Aber sie ist nicht Anfang und Ende von allem. Sie vergeht. Nur eine bleibt: Sie ist die einzige wahre Königin. Sie nennt sich Queen. Sie ist alle deine Organe. Darum heißt sie Queen of the Biomacht.«

Mit einem Mal merkte ich, wie ich begann nachzudenken. Zeit, ja. Was tat ich eigentlich mit meiner Zeit? Zugegeben, ich lebte gut, ich funktionierte, alles lief wunderbar. Aber war ich glücklich? In der Kehlkopfgegend begann sich nach und nach eine Art Knödel zu bilden. Ich merkte, wie ich schlucken musste. Langsam begann der Blog, mich neugierig zu machen, auch wenn es ein bisschen wehtat. Ob es hier Antworten gab?

Inzwischen knallte der Kommissar gerade einen Typen ab, und ich klickte das Fenster weg, um mich ganz und gar dem Blog zu widmen. Mit zuckenden Lidern und schweißig werdenden Fingern las ich weiter.

»Die Welt liegt in dem gnädigen Dämmer der Queen. Und so auch die Stadt. Unentschieden ist ihr Licht. Es gibt auch Paradiese in ihr, viele. Da leben Sich-Liebende, wie in Blasen. Sie gleichen Platons Kugelmenschen oder Kaulquappen, sie sagen nicht ›ich‹ und sie sagen nicht ›auch‹ und hören das Leben wie ein einziges glückliches Lied. Sie finden nicht Frieden, sie haben ihn in sich. Kugelrund und glücklich. Das alles geschieht in ihr, der vollendeten Göttin. Sie ist weise und weit. Sie hat einen Baum in ihrem Haus. Sie hat Liebhaber, aber keine Zärtlichkeiten. Der Baum ist ein Traum, an dem alle Welten hängen. Wie Äpfel. Hin und wieder pflückt einer sie, wie Verführung. Versucht sich damit sein genetisches Material. Schwarz wie Pech ist ihr Blut, in ihren Adern pulsiert flüssig die Ewigkeit.«

Ich stockte. Jetzt wurde das Ganze aber doch etwas kryptisch. Wobei: Sich-Liebende, ineinander verklammert, das klang schon gut. Ein bisschen auch nach Gemeinschaft und Höhle. Aber wie das ablief, wusste ich ja. Immerhin hatte ich einige Beziehungen hinter mich gebracht, oder? Was also gab es hier noch an Neuem zu entdecken? Ich überlegte. Dann sah ich, als ich ein wenig nach oben scrollte, um zu schauen, ob ich nicht eine andere Sky-Serie starten sollte, einen Link, der in pinken Lettern blinkte. »Log in and start chat« stand da. Ich überlegte kurz, aber da es weder auf Sky noch auf Netflix bessere Alternativen gab und auch Hassi, meine beste Freundin, gerade nicht online war, beschloss ich, sie anzuschreiben.

»Wer bist du?«, tippte ich.

Es dauerte nicht lange, da ertönte ein leises *Pling* und ich bekam auch schon eine Antwort. Die war ... recht banal.

»Die Göttin.«

»Okay«, meinte ich ratlos und schwieg einige Sekunden. Ich wollte das Chatfenster schon schließen, da kam noch ein Satz:

»Queen of the Biomacht.«

Ich verdrehte die Augen. Ja, das hatte ich doch gerade gelesen!

»Was heißt das?«, tippte ich, jetzt etwas wütend geworden, weiter.

»Glaub an mich oder verwirf mich!«

Wieder so ein Allgemeinsatz!

»Okay!«, erwiderte ich ratlos.

»Nur die Sterne stecken meinem Reich eine Grenze!«, ging es weiter.

»Ehrlich?«, entgegnete ich ironisch. Zum Glück ist Ironie in rein geschriebenen Wörtern nicht sichtbar. So kam schon bald Antwort.

»Ja. Und ich bin alt. Wenn die Sonne untergeht, dann falte ich bloß meine blutigen Hände am Himmel.«

Eigentlich fand ich das uninteressant. Dennoch: Ich zitterte mit einem Mal, als wär ich eine Taube in der Hand eines Kindes. Es tönte in mir wie aus Glocken. Vielleicht, weil das alles irgendwie neu war.

»Wer bist du?«, bohrte ich nach.

»Du erkennst mich an meinen Wundern.«

»Die sind was?«

»Siehst du hier im Netz«, kam es nur lapidar.

»Okay«, tippte ich.

Dann klickte ich sie weg. Völlig idiotisch das alles, dachte ich. Idiotisch wie alles. Aber in genau diesem Moment hatte mich die Queen auch schon umgedreht: Denn ich begriff, wie lächerlich alles war, was ich bis jetzt getan hatte.

Ich beschloss, spazieren zu gehen. Wer bin ich?, dachte ich, während ich in den Wind hineinschritt. Wieder und wieder. Die Frage ließ mich nicht mehr los. Zwischen der Welt und mir klaffte ein Abgrund, den ich nicht überwinden konnte. Er war nicht mit Worten zu fassen. Und mit einem Mal war in mir in Brennen, ein

Reißen. Verheert fühlte ich mich. So, als würde jemand mein Herz versengen wollen. Mit so einem Gefühl hatte ich nicht gerechnet. Ich hatte es seit meiner Kindheit nicht mehr gespürt. Ich merkte: Ich gehörte förmlich in dieses Gefühl! So hörte ich in es hinein und bekam mit einem Mal Angst. Angst, die Kurve nicht mehr zu bekommen, Angst, kein erfolgreiches und glückliches Leben zu haben. Gleichzeitig spürte ich: Um mich herum war viel Alltag, viel Sicherheit. Eine Art Panzer. Er war zu dicht, zu fest hielt er mich umschlungen, außen und innen. Warum hatte ich das nie bemerkt? Und: Wie konnte ich dem entgehen? Wie mein Leben verändern? Wo war Friede? Ich merkte, ich wollte selbst die Veränderung sein, das Wachstum, das mich zu einem neuen Menschen machte, aber ich entkam mir nicht. Und plötzlich bekam ich Angst. Draußen kam mir die Welt mit einem Mal unendlich laut vor und es gelang mir nicht mehr, die Dinge zu ordnen. Das Arbeiten, die Beziehungen, das Hasten von einem Moment zum andern. Mit einem Mal fiel es mir auf: Die Tage waren so dicht, dass sich in mir alles verwehte. Ich begriff: Ich wusste nicht mehr, Dinge ohne Ehrgeiz zu tun. Dinge zu tun, einfach so. Nicht, weil man es musste, sondern weil man ein gutes Gefühl dabei hatte – wie eben in einer Höhle. Ja, ich hatte verlernt, zu wissen, was mir Freude machte. Nur eines wusste ich mit einem Mal sicher: dass ich Höhlen geliebt hatte, früher einmal. Lange und tief hatte ich sie geliebt. Und dass ich Frieden finden muss, jetzt, endlich. Denn auch ich würde alt werden, oder? Ich duschte an diesem Abend lange und nahm drei Tabletten Zink, um einschlafen zu können. Am nächsten Morgen war die Sicherheit zum Glück wiederhergestellt. Aber nicht für lange.

2 Affäre

Zu der Zeit hatte ich eine Affäre mit Elias. Zugegeben, Elias reizte mich von Anfang an ein wenig. Wir sind uns auf einer Party begegnet, und es fiel mir gleich auf: Er war wie eine Art Kind aus dem Dschungel. Seine Eltern hatten ihn nach einem Propheten benannt. Als kleiner Junge schon hatte er sich nie die Zähne geputzt und niemandem gehorcht, das mochte ich. Vielleicht, weil ich selbst so gut funktionierte. Verliebt hatte ich mich in ihn, als er mir erzählte, sein Vater habe sich zu Weihnachten gewünscht, mit ihm in die Kirche zu gehen, und er habe den Priester die ganze Zeit nur ausgelacht. (Der Vater hatte Elias nach seinem Kicheranfall nie wieder gefragt, ob er in die Kirche gehen wollte.)

An dem Abend kam er wieder einmal viel zu spät, seine Dreads rochen ungut nach Schweiß und seine Pupillen waren erweitert. Er schlüpfte aus den Tennisschuhen, hockte sich auf einen Stuhl und legte die Beine hoch. Ohne mich richtig zu begrüßen, kramte er sein iPhone heraus und spielte damit herum.

»Was guckst du nach?«, fragte ich unbeholfen, irgendwo zwischen Wut, Trauer und Langeweile. Noch hatte ich mich nicht für ein eindeutiges Gefühl entschieden.

»Foodsharing!«, meinte er.

»Was willst du beim Foodsharing?«, murmelte ich, obwohl ich es ja wusste und das auch nicht die Frage war. Die Frage war eher: Was wollte er *jetzt* vom Foodsharing, da doch ich, die Frau seines Herzens, oder zumindest seine Affäre, neben ihm saß. Er war aber offenbar so matschig im Hirn, dass er die Frage ernst nahm.

»Da gibt's gratis Essen. Das hol ich mir.«

»Und sonst?«, sagte ich und kniff die Lippen zu einem Strich zusammen.

»Nichts.«

Ich musste lachen. Es war bitter. Ich betrachtete ihn. Was gefiel mir so gut an dem Typen? Ja, seine Haare, Dreads, das war schon was. Und wie er alle Wege abfuhr mit dem Skateboard. Und dabei noch Musikboxen mitführte. Außerdem sammelte er Müll und baute damit Figuren. Die schenkte er mir dann. Zugegeben: Ich konnte nichts damit anfangen. Aber die Geschenke hatten doch eine Funktion: Ich lernte ihn dadurch kennen. Wenn ich mal bei diesem oder jenem Ding sagte: Das will ich wegschmeißen, kam sofort von ihm: Bloß nicht, damit kann ich was bauen. Er war im Übrigen Ofenbauer von Beruf. Und – nomen est omen – rauchte er auch eine Menge Gras. Aber das reizte mich nicht so an ihm. Spannend war irgendwie noch sein Zeigefinger, denn ihm fehlte die vordere Spitze. Einmal hat er sich nämlich mit einem vier Meter langen schweren Stein einen Teil seines Zeigefingers abgeschlagen, beim Ofenbauen. Das machte ihn verwundbar und war geil. Wobei – jetzt fand ich es gar nicht mehr so geil, zugegebenermaßen.

Da ich nicht so recht wusste, was ich tun sollte, ging ich dazu über, gemahlene Kaffee in meine Espresso-Kanne zu füllen, und nahm dazu den Löffel, um besonders professionell auszusehen, was ich sonst nie tat. Elias durfte nicht spüren, dass sein Desinteresse mich kränkte! Er aber hatte mich offenbar aus den Augenwinkeln beobachtet.

»Das ist schlecht so«, meinte er, ohne den Blick von seinem iPhone zu wenden.

»Ich mach's auch normalerweise nicht so, aber ich wollte nichts schmutzig machen!«, erklärte ich wütend. Und dann

war ich noch wütender über meine Ehrlichkeit. Ich vollführte das weitere Prozedere mit der Hand – und sofort rieselte eine Menge Pulver daneben und fiel auf den Fußboden.

Elias lachte. »Ach, da gibt es nichts«, sagte er dann und warf das iPhone in die Ecke. »Foodsharing ist heute Kacke.«

»Dann machen wir eben Eierspeise«, schlug ich vor, um die Situation irgendwie zu retten.

»Woraus?«, meinte er und zog eine Augenbraue in die Höhe.

Mann, er hat wirklich zu viel gekiff! dachte ich. Aber Elias gähnte bloß, als hätte er mich nicht gehört.

»Aus Eil!«, rief ich wütend.

»Relax!«, erwiderte er nach einigen Sekunden Latenzzeit und blickte mich mit einer Art Schafsblick an. Aber der Abend war verschissen. Wir sahen noch einen Film an, versuchten ein wenig zu vögeln, und dann schlief Elias neben mir ein. Sein Bärtchen kitzelte unangenehm meinen Oberarm, aber ich war starr, konnte mich kaum bewegen. Eine Mischung aus Frustration und Langeweile. Schon komisch, diese Menschen, dachte ich. Sie sollten Gemeinschaften bilden. Stattdessen aber sind sie bloß zusammengerottet, als wären sie Schafe. Schlafen, einander fremd, nebeneinander in den Betten. Irgendwann schaffte ich es schließlich, mich aufzurappeln. Ich tapste ins Wohnzimmer und startete meinen Laptop, um ein wenig zu surfen. Vielleicht gab es hübsche Bilder auf Pinterest? Oder ein paar spannende Facebook-Postings? Dabei stieß ich wieder auf den Blog der Queen of the Biomacht. Irgendwie sprach mich das Pink der Homepage an. Kaum hatte mich eingeloggt und den Chatroom betreten, bekam ich auch schon ungefragt eine Nachricht.

»Meine Tochter. Du bist die Königin, wisse es stets. In dir wohnt die Göttin. Die Queen of the Biomacht!«

Sollte ich mich auf das Spiel einlassen? Vielleicht war das so etwas wie eine Art Life Game, eine neue Form des digitalen Rollenspiels?

»Okay«, schrieb ich, »und weiter?«

»Ihre Augen sind Aureolen, sie haben keine Angst. Uner-schrocken tasten sie die Welt ab, allem zum Trotz. Wer will seine Seele an ihnen wärmen? Sie ist heilig. Ihre Zunge über-schlägt sich stets beim Reden. Die Göttin hat alle Waffen in ihren Händen, doch sie führt keine. Zart und heimlich lenkt sie die Welten.«

»Ja okay!«, schrieb ich zurück. »Das hab ich begriffen. Und womit kann ich jetzt dienen, liebe Queen?«

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. »Die Frage ist, was du willst!«, kam es.

Ich dachte nach. »Keine Ahnung!«, schrieb ich dann wahr-heitsgemäß.

Im Grunde wusste ich nur eines: Ich wollte unter keinen Umständen, dass es so blieb, wie es war.

»Kraft haben, oder?«, tippte die Queen nach einigen Momenten der Stille.

Ich überlegte. Schon möglich, ja. Eigentlich wollte ich stark sein. Und kein Kaffeepulver mehr ausschütten.

»Gut. Um Kraft zu haben, musst du zuerst perfekt werden, richtig?«

»Ja.«

»Unangreifbar. Habe ich recht!«

»Logisch«, entgegnete ich und wollte schon wieder wegklicken.

»Das heißt: Du musst dich deinen Ängsten und Defiziten stellen. Also, was kannst du nicht?«, kam es da.

Was für eine komische Frage, dachte ich.

»Ich kann keine Knöpfe annähen«, tippte ich, weil es das Erste war, was mir einfiel.

Sofort erschien mit einem *Pling* ein Smiley. »Wie oft hast du das schon versucht?«, kam es zur Antwort.

»Keine Ahnung. Hundert Mal.«

»Dann versuch es noch tausenddreihundert Mal, dann kannst du's.«

»Und das soll mein Leben retten?«, tippte ich zurück.

»Es ist ein Anfang!«, schrieb die Queen.

»Okay«, antwortete ich nach einiger Zeit ratlos. »Danke!«

Dann setzte ich mich ans Fenster und starrte lange ins Lee-re. Draußen regnete es. Über die Haut des Fensters rann das Wasser des Regens dieser Stadt. Als würde das Fenster getauft werden, dachte ich plötzlich und musste mich mit einem Mal auslachen. Wie religiös alles klang. Der Blog der Queen hatte mein Hirn schon völlig zermantscht, oder? Ein Zeichen für seelische Einsamkeit. Und das neben so einem realen Körper, der da neben mir lag und schnarchte. Heimlich betrachtete ich Elias' Gesicht und dachte, dass ich ihn nicht mehr treffen wür-de. Das war mein erstes Zeichen. Mit diesem Zeichen habe ich die Beziehung zur Queen of the Biomacht besiegelt. Abgrund und Finsternis würden folgen. Und auch das größte, herrlichste Licht. Doch das wusste ich damals noch nicht.

Als ich am nächsten Tag meine Eltern besuchte, war mein Vater guter Dinge. Diesmal kritisierte er nicht einmal meine Art, mich zu schminken. Ihm konnte es leicht zu viel oder zu wenig sein, doch heute war er zufrieden. Auch die Zähne fand er in Ordnung, seit ich diese Zahnweißer verwendete. Aber da war etwas, das ihn irritierte:

»Du hast da etwas zwischen den Zähnen!«

Ich sah auf. Meine Putzfrau hatte am Vortag den Spiegel zerbrochen, weshalb ich mich nicht in ihm betrachten konnte.

»Seltsam«, sagte ich.

»Weg damit!«, meinte auch meine Mutter, die ihren Blick senken musste, so sehr schien sie das Krümelchen aus der Fassung zu bringen.

Ich nickte. Sie überreichte mir einen Zahnstocher und ich begann, in den Zähnen zu bohren. Da aber spürte ich einen etwas bitteren Geschmack.

»Du blutest!«, rief mein Vater, der Arzt war, auf.

»Du provozierst uns!«, heischte nun auch meine Mutter mich an.

Ich nickte. »Ja, verzeiht!«, sagte ich und wischte mir rasch mit einer Serviette über die Zähne.

Ich wollte auf keinen Fall streiten, ich brauchte meine Kraft für mich, musste überlegen, wie es mit meinem Leben weiterging. Meine Eltern aber waren immer noch unzufrieden, obwohl ich das Blut weggeputzt hatte.

»Das geht nicht!«, riefen sie aus. »Was bist du für ein schwieriges Kind!«

Ich seufzte. Es stellte sich nach und nach heraus, dass mein Vater etwas Stress hatte: Corona, ein neuartiger Virus, schien sich langsam in Europa auszubreiten, und das Krankenhaus, in dem er arbeitete, kürzte darum die Betten auf der Notfallchirurgie und er hatte alle Hände voll zu tun. Darum also die Anspannung, dachte ich.

Schließlich überzeugte ich meinen Vater, sich mit mir auf das Sofa zu legen, und ich hielt ihn im Arm wie ein kleines Baby, so wie ich es mit Elias immer tat. Das beruhigt die Männer, das wusste ich. Bald schlief er ein, gab ein wohliges Schnarchen von sich. Die Arbeit im Krankenhaus schien ihn ordentlich angestrengt zu haben. Der Arme, dachte ich bei mir, als ich nach Hause ging. Er war nicht mehr der Jüngste. Sein Leben würde bald gelaufen sein. Ob er noch eine Chance hatte, herauszufinden, worum es wirklich ging? Daheim war

alles wie an den meisten Sonntagen: trostlos. Ich nestelte nach meinem iPhone und betrachtete einige Zeit lang die Bilder, die die Queen gepostet hatte: Darstellungen weiblicher Gottheiten aus aller Welt. Die Venus von Willendorf war hier neben alten Heiligenstatuen zu sehen, aber auch nette Pics von Marilyn Monroe, Sia und Madonna. Durchaus ansprechend. Die Queen aber hatte bemerkt, dass ich online und eingeloggt war.

»Ich habe dich auserwählt«, schrieb sie.

»Warum?«, tippte ich zurück.

»Die Geheimnisse der Götter sollen die Menschen nicht ergründen.«

»Gut. Aber warum ich?«

»Du bist zartbesaitet. Deine Seele tönt von kristallenem Atem!«

Ob das in Wahrheit ein einsamer, verlassener Dichter war?, überlegte ich. Sofort dachte ich an einen sensiblen, knackigen Typen, den ich vielleicht vögeln könnte. Vielleicht war das eine Alternative zu Elias?

»Okay«, gab ich schließlich zur Antwort.

»Ich kann mich in dir weiß brennen!«, hieß es da kryptisch.

»Was heißt das?«, wollte ich wissen.

»Ich kann brennen bis zur Heiligkeit!«

»Okay«, entgegnete ich, ohne irgendwas zu kapieren.

Dann sah ich aus dem Fenster. Die Bäume tanzen fast wie Kinder, fand ich. Und mit einem Mal dachte ich, dass mein Hirn zum Brechen voll angefüllt war mit Bildern und Ideen anderer Menschen. Wer war eigentlich ich? War ich wirklich eine Seele von kristallinem Atem, wie es da stand? Zugegeben, es klang ja ganz schön, aber was hieß das denn überhaupt?

»Du misstraust mir?«, kam es da.

»Ja«, gab ich zu.

»Das ist eine schwarze Sucht!«

Schon wieder – ein Satz wie ein Gedicht!

»Schon möglich«, antwortete ich. Und dann: »Was soll ich tun?«

»Anfangen. Einen Unterschied machen.«

»Ja!«, schrieb ich. »Aber wie?«

»Man darf das Gras nicht totschiessen, es hat die Kraft, seitwärts zu rauschen, und Engel sitzen an seinen Unterseiten. Man muss vorsichtig sein mit dem Neubeginn. Also: anfangen, aber langsam! Die Seele darf nicht gierig werden, sonst zieht sie zu viel an und kann damit nicht umgehen: Stille, Einfachheit, eine Basis finden. Knopf annähern.«

Ich versuchte, sie mir vorzustellen, diese Göttin, und scrollte ein wenig weiter, um im Blog zu lesen:

»Sie hat die Stimme eines Pferdes, ist voller Gesichtslosigkeit. Vor ihr gehen Berge in die Hocke. Sie hat die Kontrolle übernommen. Sie ist alles, was jetzt noch existiert. Der Mond löst die Sonne ab. Sie aber ist allein. Und alles. Und dein. Die Queen of the Biomacht«, las ich.

Da nahm die Göttin erneut via Chatroom Kontakt auf.

»Näh endlich einen Knopf an!«, drängte sie.

Woher wusste sie, dass ich es nicht inzwischen getan hatte?

»Ich sehe dich!«, fügte sie hinzu.

Ich schwieg für einen Moment und dachte nach. »Warum. Das macht das Leben nicht sinnvoller!«, antwortete ich dann.

»Willst du damit sagen, dass das Leben keinen Sinn hat?«, kam es prompt zurück.

Ich fühlte mich ertappt. »Ja. Das Leben ist scheiße!«, tippte ich.

»Sag das nicht. Alles ist Musik!«, meinte die Queen, und es klang so süß, so vielversprechend. Zugegeben: Es verführte mich.

»Echt?«

Ich wollte es ja glauben, aber wie?

»Nein, alles ist Gebet!«, korrigierte sich die Queen da.

»Okay«, tippte ich, nicht weniger skeptisch.

Danach war sie offline. Und ließ mich mit vielen Fragen zurück.

Doch ich hatte wenig Zeit, weiterzugrübeln. Denn bald schon läutete Elias bei mir Sturm, wie so oft an den Sonntagabenden. Ich ärgerte mich ein wenig, denn eigentlich hatte ich ihn ja nicht mehr sehen wollen. Aber nun musste ich mich wohl oder übel fügen, denn er hatte diese Knopfaugen und roch so herrlich nach Mann. Wir aßen Eierspeise wie immer und guckten dann einen lahmen Hollywoodfilm auf Sky, während er kiffte. Danach drehte Elias sich um und begann zu schnarchen. Ich aber kam nicht zur Ruhe. Ich beobachtete ihn. Wenn er schlief, grauste mir vor seinem Atem. Ich wollte ihm manchmal sogar die Augen ausdrücken. Aber das gab ich nicht einmal vor mir selbst zu.



Autorinnenfoto: © Konstantin Reyer

Sophie Anna Reyer, geb. 1984, ist freischaffende Autorin, promovierte Philosophin und Komponistin klassischer Musik. Lebt und arbeitet in Wien. Studium der Germanistik in Wien, Studium Komposition in Graz mit Abschluss Bakk. art. (2007). 2010 erwarb sie den Master of Arts in Komposition für Musiktheater sowie ein Diplom für szenisches Schreiben bei uniT. Studium an der Kunsthochschule für Medien in Köln, Diplomabschluss 2013 und 2014. 2017 Doktor der Philosophie mit der Arbeit *Performanz und Biomacht* (Angewandte Kunst Wien).

Sie schreibt Lyrik, Romane und Kinderbücher, die sie teilweise selbst illustriert. Viele Preise und Stipendien. Redaktionsmitglied bei den Literaturzeitschriften „Lichtungen“ und „Podium“.